

(Nachdruck verboten.)

## 19) Der Arbeiter Schewyrjoff.

Revolutionsgeschichte von M. Artzibaschew.

Autorisierte Uebersetzung von A. Willard u. S. Bugow.

Er ging schnell und mit immer schnelleren Schritten, während er sich mit aller Kraft zurückhielt, um nicht ins Laufen zu kommen. Auch so war er schon aufgefallen, und viele blickten ihm verwundert nach. Ein furchtbare Gewalt stieß ihn unaufhaltsam in den Rücken. Er wollte sich umsehen und konnte sich nicht dazu aufraffen. Ihm kam es vor, als würde er bereits ergriffen, als streckten sich Dutzende Hände von allen Seiten nach ihm aus.

Ein schönes hohes Gitter, Bäume, gelbe Blätter und ein Blumenbeet, Damen, Offiziere und Kinder schwirrten wie im Traume an ihm vorüber; ohne in den Garten einzubiegen, kam Schewyrjoff jetzt, fast schon im Lauffschritt, auf den steilen holprigen Steg über die Fontanka\*). Undeutlich fielen ihm die flachen Verdecke der Kähne, die gebückten Bauern, die mit hohen Stangen in etwas herumrührten, in der nebligen Ferne die Häuser und Boulevards auf; er rannte, nicht mehr imstande, den wahnsinnigen Druck zu bemeistern, die Brücke hinunter. Der postenstehende Schutzmann, ein vierschrötiger roter Kerl mit grauem Schnurrbart, rief ihm etwas zu, aber Schewyrjoff verschwand hinter einer Droschke, erblickte vor sich ein verwunderliches Frauengesicht, über dem ein sonderbarer hellblauer Hut saß, und stürzte, um zwei andere Droschken schlüpfend, in eine leere Gasse.

Jetzt hörte er in der Ferne vielstimmiges Schreien, sah sich aber nicht um, sondern rannte, ohne sich noch irgendeines Gedankens bewußt zu sein, in das erstbeste geöffnete Tor. Er kam in einen Hof, der wie ein Schacht hochstieg; eine Kinderwärterin und zwei Kinder mit hellblauen Schutten auf dem Kopf, gerieten ihm direkt unter die Füße.

„Was rennst Du so, wie ein Verrückter! Um ein Haar die Kinder umgerannt!“ rief die Wärterin, aber Schewyrjoff schnellte ohne Antwort vorbei und lief durch ein anderes Tor, das einem schmutzigen, feuchten Keller gleich, in einen zweiten Hof.

Er glaubte zu hören, wie die Kinderwärterin schrie:

„Da, in dieses Tor ist er gerannt . . . in dieses da!“

Dutzende von Fenstern und Türen sprangen ihm in die Augen; wieder blieben Menschen mit unbekanntem Gesichtern stehen und schauten ihm nach, überall war es fahl und hell wie in einer Einöde; alles stieß ihn wie einen Feind von sich.

Er blieb stehen und sah um sich. In dem dunklen Rahmen des Torwegs erblickte er deutlich, wie auf einem Wilde, die Menge, die über den ersten Hof hinter ihm herkam. Ganz vorn lief der dicke Schutzmann in einem schwarzen Mantel, der fortgesetzt um seine Beine schlug; Schewyrjoff glaubte zu erkennen, wie er im Lauf mit dem Revolver auf ihn zielte. Das war momentartig wie ein Vision; im nächsten Augenblick erblickte er schon auf der Seite einen neuen Torweg, der nach einem Seitenhof führte, und stürzte, keuchend, einen scharfen Schmerz in der Brust, dorthin.

Ein Fremder, der anscheinend achtlos auf ihn zukam, blieb stehen, schaute sich um, über Schewyrjoffs Schultern weg und breitete plötzlich, das Gesicht zu einer raubtierartigen Grimasse verzogen, die Arme aus, dadurch den Weg verstellend.

„Halt . . . bleiben Sie stehen, bleiben Sie mal stehen!“ rief er, fast belustigt, wie es schien.

„Durchlassen!“ antwortete Schewyrjoff heiser, „was geht das Sie an!“

„Ach nein . . . Warten Sie mal . . . Silsel!“ brüllte er plötzlich und packte Schewyrjoff.

„Halt ihn!“ wurde aufmunternd von hinten gerufen.

Für einen Augenblick sah Schewyrjoff in ein unbekanntes Gesicht mit schwarzem Schnurrbart und sinnlos wütenden Augen, dann schlug er knapp in verzweifelter Kraft mit der Faust in dieses Gesicht.

„Atti . . .“ Kurz schluckte der Mann auf und rollte wie ein vollgestopfter Sack auf die Seite.

„Sa—al Halt ihn!“ schrie es durch die Luft, und das feine Trillern des Polizeipfeffes bohrte sich in die Ohren.

Doch Schewyrjoff bog um die Ecke; in der dunklen Hausmauer erblickte er eine helle Oeffnung, die nach der Straßenging. Die schwarzen Umrisse von Menschen huschten da vorüber.

14.

Es war ringsum schauerlich wie auf einem ungeheuren Kirchhof. Es roch nach feuchtem Lehm und Ziegelschutt; damit vermischte sich in dem Winkel, in den sich Schewyrjoff gedrückt hatte, ein besonderer Geruch wie von jahrhundertaltem Staub.

Seit einigen Stunden stand er hier, hinter einem Schutthaufen, in der Ecke eines Hausumbaues. An den Stellen, wo eingestürzte Wände und braune Lehmsteden, die wie Wunden klappten, Spuren ehemaligen Prunkes noch nicht verwischt hatten, hingen Fäden teurer alter Tapeten, Reste von Vergoldungen und modellierten Verzierungen. Einst hatten hier andere, gepuderte Menschen der Vergangenheit gewohnt. In diesem selben Zimmer schlief vielleicht eine verwöhnte, elegante Fürstin, ganz in Spitzen und Watist gehüllt — ein Wunder der Schönheit und Lebenskunst, die nur auf dem Boden einer Jahrhunderte alten und unerschütterlich scheinenden Ordnung, die die blutgetränkte und leichengedüngte schwarze Erde ausgesaugt hatte, erblühen konnte. Jetzt aber war das alles unter den gierigen und robusten Händen der neuen Herren zertrümmert worden, und in einer blauen Ecke hob sich eine verwilderte Gestalt mit dem Revolver in der Hand tief schwarz von dem Sintergrund irgendwelcher blaß-goldenen Lilien ab.

Schewyrjoff war hierher geraten, nachdem er seine Verfolger irreführt hatte, durch einen Holzhof gelaufen und über einen Bretterzaun geklettert war. Zuerst fürchtete er, daß diese Zufluchtsstätte nicht zuverlässig sei, da man einen unbewohnten Bau zu allererst durchsuchen würde; weiter zu fliehen, fehlten ihm die Kräfte, und so blieb er. Lange konnte er nur heiser atmen und mit der schlaffgewordenen Hand krampfhaft den Revolver drücken, bereit, den ersten über den Haufen zu schießen, der sich in der Bresche der zertrümmerten Mauer zeigen würde. In den Ohren gellte ihm noch das Geschrei, brauste das Stampfen vieler Füße, die schwer über die Reste einer marmornen Freitreppe liefen. Seine Brust hob sich mit stoßweise pfeisenden Tönen, seine Augen brannten wild wie bei einem zu Tode gehetzten Wolf. Aber Minuten, und dann auch Stunden, vergingen, in denen alles leer und still blieb, und nur selten drangen surrende Geräusche von der StraÙe aus zu ihm.

Schewyrjoff konnte nicht mehr denken; er verstand kaum, was ringsum vorging. Er wartete nur instinktiv auf die Dunkelheit und schloß jede Minute die Augen, außerstande, gegen die furchtbare Schwäche, die den ganzen Körper lähmte und ihn mit widerwärtigem Bittern schüttelte, anzukämpfen. Schloß er die Augen, so sah er Straßenzüge flimmern, Gesichter auftauchen, Hände sich nach ihm ausrecken. Zweimal hatte man auf ihn geschossen; es hatte sich aber kaum seinem Gedächtnis eingepreßt und konnte auch Einbildung gewesen sein. Dafür war ein anderer Eindruck um so schrecklicher, der ihn auch nicht verließ. Alle, die ihm während dieser letzten Heße um Tod und Leben begegneten, waren Feinde gewesen. Keiner hatte versucht, ihn zu verstopfen, seine Verfolger aufzuhalten oder wenigstens den Weg freizugeben. Wenn sich einmal ein Gesicht nicht in gieriger Wut verzog, wenn sich ihm einer nicht in den Weg stellte, nicht die Hand ausstreckte, um ihn zu ergreifen, dann war es sicher irgend ein Gleichgültiger oder Neugieriger, der sich einfach die Jagd auf einen Menschen betrachtete.

Gerade die Erinnerung an diese war am schärfsten und brannte in seiner Seele schmerzlicher als die Gesichter seiner Verfolger, von denen er sich eigentlich gar keine Vorstellung machte. Das war etwas Unpersönliches und Blindes, das war wie ein Rudel dressierter Jagdhunde hinter ihm her gewesen.

Schewyrjoff dachte nicht darüber nach, wie nahe der Tod und wie gering die Aussicht auf Rettung war er dachte nur, ob es ihm gelingen würde, seinen grandiosen Plan auszu-

\*) Kleiner Fluß in Petersburg, in der Nähe der Newa.

führen, den Plan, den er mit so viel Haß und Liebe gehegt hatte. Er erinnerte sich eines hübschen Offiziers, der den Degen aus der Scheide riß und fast auf ihn eingehauen hätte, erinnerte sich eines soliden, älteren Herrn, der seinen Spazierstock vorstreckte, um ihn zum Halten zu nötigen, erinnerte sich an verschiedenes anderes und zitterte am ganzen Körper vor Wut und Verachtung. Für ihn gab es keinen Ausweg mehr. Er war sich bewußt, daß er am Ende war, während diese Leute in aller Ruhe leben und warten durften, bis in den Zeitungen die Notiz über seinen langsamen Tod erscheinen würde.

Die Zeit verging, und allmählich ließ das krampfartige Schlagen seines Herzens nach, die Brust hörte auf zu röcheln, und die verzerrten Hände lösten sich in dumpfer Erschlaffung von selber. Als wäre etwas, das er bis zum Äußersten überspannt hatte, plötzlich gerissen, so wurden seine Gedanken und Empfindungen mit einemmal lose wie geplagte Saiten. Er wurde plötzlich ruhig, mit jener schweren, toten Ruhe, die über einen Menschen kommt, dem die Schlinge schon um den Hals gelegt ist und den keine Gewalt mehr, nicht göttliche noch menschliche, zu retten imstande ist. Völlige Gleichgültigkeit hatte ihn überkommen, und wenn seine Verfolger in diesem Augenblick jubelnd herbeigestürzt wären, so würde er wahrscheinlich nicht mehr Widerstand geleistet haben.

Sein Körper wurde schwach. Weißer Nebel stieg um ihn auf, umhüllte ihn wie ein Leichentuch, trennte ihn von der übrigen Welt. Leises Geläute klang in seinen Ohren, er hatte nur noch einen Wunsch: die Augen zu schließen und bis über den Kopf in der Finsternis, Stille, Regungslosigkeit zu versinken.

„Ich darf nicht schlafen!“ sagte er sich, aber der schwere Nebel schob sich unüberwindlich an sein Gehirn heran, alles schwand aus seinem Bewußtsein, und mitunter schlief er minutenlang mit offenen Augen.

Sin und wieder fuhr er empor, erinnerte sich an alles, zitterte, sah sich scharf um und versank dann wieder in dumpfes Druseln, während er fühlte, wie die Feuchtigkeit des nassen Tons seinen Körper kalt durchrieselte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Elend und der Aufruhr in Schlessien.

Von Wilhelm Wolff.

(Schluß.)

Die Kunde von dem Aufstande der Weber verbreitete sich mit Mißesschnelle in der Provinz. Zwar den hiesigen Zeitungen wurde sogar eine ganz kurze Notiz vom Jenfor gestrichen, und später nach langen Konferenzen einiger Mitglieder der Regierung ein kleiner offizieller Artikel eingerückt. Desto geschäftiger war die Fama. Die übertriebensten Gerüchte fanden gläubige Aufnahme. Was über Organisation, Zahl und Bewaffnung gefabelt ward, ist erstaunlich. Um so begieriger griff jeder nach den Zeitungen. Sie aber sprachen über alles, nur über das nicht, was alle Gemüther in Bewegung setzte. Und doch war die Teilnahme für den Weber in den arbeitenden Volksklassen allgemein, unter den höheren Klassen nicht unbedeutend, hier jedoch von Seiten der Reichen und Kapitalisten weit überwogen durch Opposition, Haß und — Furcht. Nach Versicherungen glaubhafter Leute war das ganze Gebirge bereit, „wenn nur erst die Weber lämen“, sich ihnen anzuschließen. Ich selbst hörte gerade an den Tagen vom 7. Juni ab auf einer kleinen Reise überall die entschiedenste Sprache auf Dörfern und in der Stadt, daß die Weber recht hätten und daß es nur alle so machen sollten, dann würde es schon ganz anders werden. Gegen die reichen Fabrikanten, gegen den Adel und die Gutsbesitzer, gegen die Reichen und Vornehmen überhaupt, hörte ich die drohendsten Verwüfungen. Bald hieß es: 10 000 Weber ziehen nach Freiburg zum Kramsta, bald: sie hätten ihren Weg nach Wüstegiersdorf und weiterhin genommen. An beiden letztgenannten Orten war bereits Militär zum Schutze aufgestellt. Sonntags, den 9., erzählte mir ein Bauer aus Jauernitz: er sei wie die anderen im Dorfe und im ganzen Kreise beordert, morgen zu Pferde und mit Striden versehen auf die geflüchteten Weber Jagd zu machen. „Und wenn ich über an Waber soalle“, setzte er hinzu, „ich war gewieß kenu sahn!“ (Und wenn ich über einen Weber falle, ich werde gewieß keinen sehen!) Damit nicht Zuzug und Hilfe von der Grafschaft und über die Gule her erfolge, hatte man schleunige Maßregeln der Bewachung ergriffen. Auf der Station Königszell wurde, wie man mir erzählte, ein Kommiss, der sich heftig gegen die Weber und für die Fabrikanten aussprach, unjanst zur Türe hinausgewiesen, und obgleich er ein Fahrbilett nach Breslau ge-

löst, erblickte man ihn doch nicht wieder. Ich führe dies bloß als Zeichen der herrschenden Stimmung an.

Schon am 6. Juni wurden eine Menge Verhaftungen in Bielau und Peterswaldau vorgenommen und an den folgenden Tagen und Nächten fortgesetzt. Ein Teil der Weber hatte sich einstweilen in die Wälder und Berge begeben. Die, welche des Abends etwa heimkehrten, wurden gefesselt und nach Schweidnitz geführt. Hundert mögen sich jetzt dort im Gefängnis befinden. Eine Spezialkommission von dem hiesigen Oberlandesgericht verfügte sich bald nach Schweidnitz. Die Eingezogenen sind der Beschädigung fremden Eigentums aus Rache angeklagt und dürfen sonach einer schweren Strafe gewiß sein. Doch haben sie den Trost, daß sie im Zuchthause sich immer besser befinden, als in der sogenannten Freiheit. Sie werden wenigstens nicht verhungern, nachdem sie der Staat in seine Obhut genommen. Für die Frauen und Kinder wird doch ebenfalls einige Hilfe beschafft werden und so mögen sie auch von dieser Seite beruhigt sein. Eine Aufforderung resp. Anzeige, daß für die Hinterbliebenen derer, die in Bielau erschossen wurden, eine Sammlung eröffnet sei, hat der hiesige Jenfor gestrichen; so wie er überhaupt alles, selbst in den Artikeln der Minister Rothbar und Bodelschwingh, mit seinem Notstift vertilgt, was von Not und Elend unter den Webern handelt. Daß er nur nach „höheren Instruktionen“ verfährt, versteht sich von selbst.

Man befürchtet den Einfluß der Presse und meint, schon einige Worte dürften hinreichen, um das Gebirge in Aufruhr zu bringen. Allein entweder ist die offizielle Versicherung, es sei die Ruhe überall zurückgekehrt, unbegründet und man glaubt wirklich ihrer nicht sicher zu sein, trotz aller Soldaten und Bajonette, oder man benützt bloß die Gelegenheit, um die in gewissen Regionen längst mit bösem Auge angesehene Presse, der man sogar die Schuld an den Vorfällen beimißt, auf lange Zeit hinaus wiederum mit all den früheren Gewichten zu beschweren. So müssen uns die übrigen Blätter Deutschlands schadlos halten. Nach Schluß der Untersuchung haben wir jedenfalls in den hiesigen Zeitungen einen längeren offiziellen Bericht zu erwarten. Wie sollte der uns aber das öffentliche und mündliche Verfahren vor dem Geschworenengericht ersetzen? Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Kommission mit aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu Werke gehen wird. Allein beim besten Willen bleiben es eben tote Aktenstücke, was sie hinter den Inquisitionsmauern zusammenschreibt. Die öffentliche Verhandlung vor allem Volk würde so manche Dinge ans Tageslicht bringen, die jetzt der einjame Inquisit entweder gar nicht anführt, oder sie in der Sprache der Richter übertragen und in den Akten vergraben sieht. Ich meine keineswegs, daß die Geschworenen etwa ein günstigeres Urteil über die Weber fällen würden, als unsere Richter. Im Gegenteil. Denn gerade eine bestimmte Höhe des Privateigentums macht erst den Geschworenen, und letzterer fühlt sich in jedem Angriff der Besitzlosen gegen die Besitzenden und Reichen selbst aufs nächste bedroht und Frankreich und England zeigen, was der Proletarier vom Proprietär, dieser mag als Lohnherr oder Geschworener auftreten, zu erwarten hat. Der Nutzen bestände nur darin, daß einmal vor den Augen und Ohren des Volkes über die Folgen der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen verhandelt werden könnte. Die Untersuchung dehnt sich übrigens immer weiter aus. Aus Peterswaldau und Bielau haben die dortigen Justizkammern an das hiesige Oberlandesgericht geschrieben, ob sie nicht ausnahmsweise die große Zahl von meist Weibern und Kindern, die wegen Entwendung und Verheimlichung verschiedener beim Kumulle aus den Häusern geworfener Waren angezeigt worden, auf freiem Fuße vernehmen dürften, da ihre Einsperrung leicht neue Ausbrüche herbeiführen könnte und auch die Gefängnisse gar nicht für die Menge zureichen würden. Nach eingeholtem Gutachten der hiesigen Regierung ist nun dem gedachten Gerichtspersonal von hier aus befohlen worden, mit der Verhaftung ohne Ausnahme vorzuschreiten.

Es ist den Webern häufig der Vorwurf geworden, daß sie lieber bei ihrem Geschäft elend leben, als zu etwas anderem greifen wollten. Man hat ihnen zu Eisenbahn- und sonstigen Arbeiten geraten. Wer aber die abgemagerten, heftischen und rachitischen Gestalten ins Auge faßt, muß bald davon zurückkommen. Und ob sie als Weber oder als Tagelöhner auf Straßen, herrschaftlichem Ader usw. eine kümmerliche Existenz fristen, macht überhaupt keinen sonderlichen Unterschied. Ein zweier Tadel besteht darin, daß sie bei ihrer alten Weise, ihren alten Webstühlen, bei dem Verfahren, wie es der Großvater getrieben, stehen bleiben und an keine Verbesserung heranwollen. Seltsamer Vorwurf! Während die Gesellschaft sich um die Weber von deren Geburt an nicht weiter kümmert, als daß sie dieselben bis zum 14. Jahre zum Schulbesuch zwingt, so durch Verkürzung der Arbeitszeit den Armen noch ärmer macht und ihm in der Schule dafür keinen anderen Ersatz gibt, als eine Menge auswendig gelernter Sprüche, Gesänge, Episteln, Evangelien und etwas Schreiben und Rechnen — was man alles zusammen doch wahrhaftig nicht menschliche Bildung nennen wird — verlangt man von ihnen, sich von Vorurteilen los zu machen, da doch die höheren Klassen mit all ihrer Aufklärung und Kultur noch weit hartnäckiger an den ibrigen hängen. Bringt den Webern Bildung bei, und damit sie möglich und zugleich fürs Leben fruchtbar sei, sorgt auch für ihr körperliches Wohlergehen, und sie werden sich leicht in die Fortschritte des menschlichen Geistes finden. Andere möchten den Weber zum Kolonisten in Polen und Ostpreußen machen. Aber erzeugt denn nicht unsere Provinz Getreide und Lebensmittel aller Art in solcher

Fülle, und kann der Ertrag des Bodens nicht noch so unberechenbar gesteigert werden, daß nicht bloß die jetzige Bevölkerung, sondern eine viel größere, ihren hinlänglichen Unterhalt findet? Werden nicht jährlich viele 100 000 Scheffel an Getreide und Mehl ausgeführt? Und der Weber sollte auswandern, wo soviel Ueberfluß? Wo eine Menge Nichtstuer täglich Unmassen von Fleisch, Wein und Bäckereien vergeudet, da sollte für den Weber kein Stück Brot, kein Glas Bier mehr übrig sein? Der Weber hat lange genug als Kind in der Schule, als Erwachsener sonntäglich in der Kirche von der „christlichen Liebe“ und „Aufopferung“, von der „Pflicht“, seinen „Nächsten zu helfen“ mit allem, was dem einzelnen zu Gebote steht, salbungsvoll reden hören und er sollte jetzt vor dieser vielgepriesenen Liebe Reißaus nehmen? Er fängt vielmehr an zu ahnen, daß, wenn Mühe, Drangsal und Hunger hienieden zur Krone des ewigen Lebens berechtigen, ihm die Reichen und Gebildeten längst dieses Privilegium entrissen hätten, und der Gedanke beginnt in ihm zu lagern, daß da, wo millionenreiche Fabrikanten, Gutsherren, die 10 000, 20 000 bis 100 000 Morgen Landes besitzen, viele, viele Tausend jährlich einnehmen, es nur einer vernünftigen Gestaltung der menschlichen Gesellschaft bedürfe, um schon hienieden den Himmel zu gründen und aus dem jetzigen Ueberfluß der einen den Mangel der anderen zu ergänzen. Es kommen aber noch andere Vexate, die bringen Schützelle in Vorschlag, wieder andere ein beschränkendes Gewerbepolizeigesetz und dergleichen. Wer über die Natur des Privateigentums und seine Konsequenzen ernstlich nachgedacht, wird von Dingen, die höchstens einige Zeit als kleines Palliativ wirken könnten, keine Radikalkur hoffen. Nur eine Reorganisation, eine Umgestaltung der Gesellschaft auf dem Prinzip der Solidarität, der Gegenseitigkeit und Gemeinschaftlichkeit, mit einem Worte der Gerechtigkeit, kann uns zum Frieden und zum Glücke führen.

## Das Stadtbild Pekings.\*)

Ein merkwürdiges farbenreiches und phantastisches Landschaftsbild erschließt sich dem, der einmal auf den Mauern Pekings und zumal auf der Südmauer gewandelt ist. Denn wem sollte nicht vor allen andern das Bild lebendig werden, das der Europäer auf diesem Lieblingsspaziergang so gern genießt: der Blick von dort, wenn die Sonne zur Küste geht. Langsam kriecht die Dämmerung über die endlose Ebene her und deckt einen fahlen Schleier über die Stadt, aus dem nur gespenstlich noch die ferneren Türme ragen. Zu gestaltlos dunklen Massen ballt sich der Baumschlag, und graue Schattensgleiten höher und höher an Mauer und Türmen und Häusern hinauf. Alles grau in grau, beklemmend und düster in der Tiefe. Nur da und dort erglänzt schon ein tröstlicher Lichtschein, und draußen blinkt überall in Leich und Rinnal auf, hier wie geschmolzenes Silber glänzend, dort, im Stadtgraben etwa, wo die fleißigen Wäscher noch an der Arbeit sind, mit roten und grünlichen Reflexen. Doch in bleichem Golde gleißt es noch von den hohen Dächern der Kaiserburg, und ein tiefes, warmes, feuriges Rot verklärt einem Lächeln gleich die alten Zinnen und Türme, wo sie der letzte Kuß des Tages trifft. Und nun beginnt es im Westen mit magischem Schein zu leuchten: es erglänzt mit einem Schlags fast die ganze Bergkette, die mit der plastischen Schönheit ihres kühn und fein geschnittenen Profils den Horizont im Westen und Nordosten abschließt, an Haupt und Flanken in einer so zauberreichen Farbenpracht, wie ich sie nur noch in Suez beobachtet habe: denn hier wird der scheidende Strahl vom Wüstenstaub zu einer Farbenkaskade gebrochen, die alle Töne vom zartesten Rosa bis zum tiefsten Violett zu einer wahren Orgie vereinigt; wie durchgeistigt und aller Erden Schwere bar steht das Gebirge vor dem ruhigen Golde des Abendhimmels. Wahrlich, das ist ein Bild so eigenartig und einzig schön, daß es sich unvergeßlich und jeden anderen Eindruck überfliegend in die Seele prägen muß.

Doch auch im nächstern Blick des Tages ist der Blick von der Mauer meinem Empfinden nach alles andere als reizlos und eintönig, wenn und wo man sie auch betreten mag. Denn vor allem: das gerade, was das Panorama einer europäischen Stadt von gleicher Ebenenlage so unaussprechlich nächtern macht: das endlose Meer von Dächern, das sieht man von der Pekinger Mauer eben nicht; es ist in einem Meer von Wipfeln begraben, die uns das Bild nicht einer Großstadt, sondern eines unermesslichen Parkes vorkäufen. Zwar fehlt allerdings die unregelmäßige Gruppierung ragender Bauten in wechselndem Stil fast ganz, die übrigens das Kirchturmbild einer Großstadt nicht notwendig verschönt; die rein chinesische Architektur ist ganz unlegbar eiförmig und von jeher mehr der horizontalen als der vertikalen Entwicklung zugetan, und sie beborzugt auch die symmetrische Anordnung und Verteilung ihrer Werke. Geradlinig zieht die Mauer mit regelmäßigen Bastionen und Türmen, gradlinig ziehen die Hauptstraßen in unabherrbarer Länge hin, und die Hochbauten sind weder hoch noch zahlreich genug für den Rieserraum. Aber dennoch — mag nun der Blick das melancholische Band des Lung-tschou-Kanals verfolgen, mag er gen Norden hin über das weite Land mit seinen

Sandstreifen, Feldern und Weibern, seinen Gehölzen und blühenden Wasserfällen bis zu den Schlössern des Sommerpalastes gehen, die weißen Würfelchen und Strichen gleich vor dem düsteren Hintergrund der Berge stehen, oder endlich über das grüne Meer der Stadt und die gelben Dächer der Tempel und Schlösser mit der sanften Kontur des Kohlenhügels hinübersehen, bis wo der Zinnenkranz der Mauer und ihr letzter Turm als zartes Zügelgeram am Horizont verdammt, auf den wieder die Wand der Westseite in bläulichem Schimmer gebläut ist: immer zeigt auch die Sicht in die Ferne ein fesselndes Bild. Und dabei gibt ihm die wunderbare Durchsichtigkeit der Luft, die Luftperspektive, die so plastisch abzuschlufen und doch die feinste und kleinste Erhöhung als zarte Silhouette vom Hintergrunde zu trennen versteht, nicht nur einen eigenen malerischen Reiz, sondern mittelbar auch eine mächtige Wirkung. Ist jener winzige blaue Würfel dort wirklich dasselbe wie die finstere Wucht des Turmloffes über mir? Und jenes Stilmuster, die unendlich feinen Zäcchen daneben, sind das die breiten, kräftigen Zinnen, wie die, auf der ich ruhe? Fast wie Ehrfurcht überkommt es vor dieser gewaltigen Leistung der Menschenhand! Ja, fünfzig Fuß hoch und fünfzig Fuß breit, alle zweihundert Schritt etwa eine mächtige Masse hinauschiebend, die ihren Durchmesser fast verdoppelt, von massigen Türmen drohend überragt: so zieht diese Stadtmauer trotzig, schwer, brutal, in China selber einem Riesentiere der Urzeit, einem Dinotherium vergleichbar, auf mehr als dreißig Kilometer hin, eine sprechende Verkörperung despotischen Willens und unbegrenzter Macht, der das Menschenleben wie ein Sandkorn galt. Ich sehe sie vor mir, die wimmelnden Scharen der Fronarbeiter und ein ganzes Volk —, wie sie in unabsehbaren Reihen schaufeln und graben und die Erde der Füllmauer zwischen starken Brettern aufschütten; im Takt ertönt die mahnende Trommel und der rhythmische Gesang, zu dem die Füllung gestampft und die Steine geschichtet werden. Aber ich sehe auch jene anderen Scharen, das Rebellenheer, das zur Verrennung herbeizieht, und dort blickt der Kohlenhügel her, auf dem sich der letzte Ming-Kaiser unter Rauch und Flammen der brennenden Hauptstadt erhängt hat. Man sieht die Mauer zererschossen und gebemüht, ein drittes Sperrfort auf dem Rücken, und langsam bröckelt Stein um Stein; aber aus allen Fugen ihrer Pflasterung kriecht üppig blühendes Gesträuch, es rankt die Winde, und lustige Falter umflattern sie — ein Jdyl auf blutigem Hintergrunde und so recht auch ein Symbol des heutigen Chinas. — Ich kann nicht sagen, daß ich mich hier gelangweilt hätte!

Dazu klingt aus der Tiefe auch viel zu frisch das bunte Leben herauf. Denn gerade dieses, gerade der Vordergrund ist es, der dem Blick von der Mauer ein immer neues und wechselndes Interesse gibt. Es fügt dem architektonischen Bilde vor allem den Reiz der Farbe hinzu, die aus dem gleichförmigen Gelbgrau von Erde und Mauerwerk und dem satten Grün der Bäume halb die rote Wand und das glänzend gelbe Dach eines Tempels, bald eine Ladentfront mit ihrer blau, grün und rot bemalten Schnitzerei oder die bunten Nischen eines der schlanken Strahlentore heraushebt und kräftig gegen das heitere Blau des Himmels abhebt, und durch Licht und Schatten, durch die tausenderlei willkürlichen Zutaten, die das regelmäßige Bauprogramm verwirren, und zuletzt auch durch die kleinen Unterzüge der Wodengestaltung wird es dann zerlegt, belebt und plastisch gegliedert. Springt hier ein Schuttdach vor, das einen scharfen, tief schwarzen Schatten in die helle Straße schiebt, so ragt dort ein zweites Stockwerk mit Galerie und Altan; ist jene Fassade glatt, so hat diese dafür in den weit herausgehängten langen Ladenfenstern um so reicheren Schmuck, und eine dritte wieder öffnet sich für einen, gastlich lächelnden Halle. Drüben über dem Stadtgraben mit seinem grünlichen Wasser und dem malerischen Brückenbogen erheben sich auf hoher gelber Böschung mannigfach gestaffelt die Dächer und Giebel der Chinesenstadt, während das Auge diesseits eine lange, lange Straße hinaufwandern muß, deren abgezierte Regelmäßigkeit aber schon durch die Doppelreihe verschiedenartig gestalteter Säulen, Puden, Zelte und Marktschirme der Händler, die hier eine Straße in der Straße gebaut haben, durch ihre Kostüme, Kneipische und Garlickchen, Fleischbänke, Topf- und Ziegellager usw., und hin und wieder auch durch das freundliche Bild eines Pflüchters unter schirmendem Baumdach gebrochen und nahezu verwischt wird.

Und gewiß nicht zuletzt auch durch die Staffage! Wie das durch-einanderwimmelt und drängt, wie das schwagt und lacht und feilscht, sich verbeugt und gestikuliert! Die Schenktische an den Rändern der Straßen sind alle besetzt, und aus jeder Ladentür schauen Geschäfte in dichten Gruppen steht es um die Auslage des Straßenhändlers. Aber der sich der Schirm mit den geschweiften Eden des chinesischen Daches breitet, oder drängt sich begierig um einen Jongleur, einen Märchenerzähler, ein Kaspertheater her; da wird ein Sammel geschichtet und da wird rasier, hier röstet man Nüsse und dort werden Pasteten gebacken. Und dazwischen schiebt sich und wagt hinauf und hinab ein unaufhörlicher Strom von Passanten; da schleicht der Wönd, da eilt der Geschäftsman, da schlendert behaglich ein altes Weib mit der langen Peife im Mund oder ein Großvater, der seinen Enkel, ein Tierfreund, der seinen Vogel spazieren trägt; würdevoll schreitet der kleine Beamte im Staatsgewand und der promenierende Dandy, den Bambusstab quer über den Schultern trottet ein Lastträger daher, mit Klingel, Gong, Kastagnetten oder Horn oder welches Instrument sein Gewerbe verüben mag wandert geschäftig der Hausierer und Handwerker, und mit unglaublicher Schnelligkeit wüben sich mit ihren Wägelchen noch durch all dies Gewühl die Nischakulis, deren

\*) Aus Professor A. Conradys Vorträgen zu dem Werke *Wassiliw's Die Erschließung Chinas*. In deutscher Bearbeitung von Dr. A. Stube. Leipzig 1909. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Beständiges tsieh-kwáng, tsieh-kwáng („Bitte Platz! Bitte Platz!“) noch von den kläglich klagen der Bettler überhört wird, die einzeln oder rottenweise den Wagen nachsäumen. Und Welch ein unbefriedigendes Gewühl erst auf dem Fahrdamm! Lastwagen, Omnibusse mit störrigen Maultieren, Wasserkarren mit ihrem kreischenden Rade, Kletter, Säpfer und Wagen, eine vornehme Karosse, umgeben von der berittenen Dienerschaft, bedächtig schreitende Kamellaratwanen mit dem eintönigen Dam-bám-dam, Dam-bám-dam ihrer Halsglocken und wieder die flinken Rikschas — das alles schiebt sich hier neben und durcheinander und vielleicht auch noch zwischen den zwei endlosen Reihen eines Hochzeitszuges mit einem Trouffeu oder eines Leichenkonduktes hin, der mit seinen wunderbar aufgeputzten Standarten- und Figurenträgern und den gongschlagenden Teufelsbannern den Weg flankiert, während der hohe Katafall mit dem Trauergefolge die Mitte einnimmt.

Ein wahrer Jahrmarkt von Wunderweiser! Und ein Höllenbreugel zuweilen, wenn man mitten darunter steht. Auf der Höhe der Mauer jedoch werden Auge und Ohr nicht ermüdet, dämpfen sich die großen Kontraste der Töne und Farben zu harmonischer Wirkung ab. Denn wie sich all der betäubende Lärm zu einem dumpfen Brausen verdichtet, aus dem nur dann und wann, wie Lichter auf Wellenfämmen, ein Ruf, ein Signal gewissermaßen aufblitzt, so dient das kräftige Rot, Grün, Gelb der Gewänder, das hier und dort und überall zwischen ihrem gewöhnlichen Blau heraufleuchtet, von hier oben gesehen bloß dazu, eben diesen Grundton Blau, die alte Bauernfarbe, die dies alte Bauernvolk an Kleidern, Züchern, Wagendächern und wo noch immer bevorzugt, zu heben und zu beleben, so daß keine Eintönigkeit aufkommen kann.

Aber jedenfalls bleibt meines Bedünkens das Bild von der Mauer immer interessant, zumal er überdies in Architektur und Staffage nach den Stadtvierteln wechselt, denn anders schaut sich's in die Giesestadt, anders in den vornehmen Westen der inneren Stadt, das Geheimratsviertel.

## Die Cholera

### und ihr erstes Auftreten in Europa.

Von Dr. Ludwig Reinhardt.

Da die Cholera neuerdings wieder, wie so oft schon in den vergangenen Jahrhunderten, von Osten her Europa bedroht und sich überall schon in Ruhland festgesetzt hat, wird es von allgemeinem Interesse sein, einiges über das erste Auftreten dieser Seuche im Abendlande und die Herkunft der Bezeichnung dasselbe zu erfahren. Bisher steht in allen wissenschaftlichen Büchern zu lesen, der Name Cholera, der Dredruhr bedeute, komme aus dem Griechischen, das im späteren Altertum die Umgangssprache der Gebildeten am Mittelmeer bildete, von chole Galle und rhein fließen, indem zu Beginn der Erkrankungen zahlreiche, durch Galle gelb gefärbte Stuhlentleerungen erfolgen. Aber abgesehen davon, daß nur ganz wenig Galle und sehr bald überhaupt keine mehr mit den reißwasserähnlichen Stühlen bei dieser Krankheit entleert wird, ist diese bisher von allen Gelehrten einstimmig vortretende Ansicht vollkommen falsch. Das Wort rührt nämlich zweifellos vom Morgenlande her, wo es uns bereits in den Schriften der alten Hebräer entgegentritt als Cholira, indem Cholir Leiden und es gefährlich, tödend bedeutet. Diese Bezeichnung „schlimme Krankheit“ wurde dann später mit der Affektion selbst aus dem Morgenlande übernommen und ging in den Sprachgebrauch des Abendlandes über.

Die Cholera ist eine in Sildastien, besonders Niederbengalen endemische Krankheit, die erst mit der Eröffnung der regeren Handelsverbindungen der östlichsten Untwöhner des römischen Reiches zur Zeit seiner größten Ausdehnung in jene Gegenden zu Beginn des zweiten Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung ihren ersten Vorstich nach Westen antrat. Von Indien gelangte sie zuerst nach Persien, von wo sie ein römisches Heer im Jahre 162, zu Beginn der Herrschaft des Marc Aurel, nach Seleucien in Kleinasien und Europa verschleppte, während sie sich durch den Handel auch nach Ägypten und Arabien ausbreitete. Ueberall auf ihrem Wege streuten die römischen Soldaten die Keime der schmerzhaften Krankheit aus, so daß bald ganz Italien von einer verheerenden Epidemie, die sehr zahlreiche Menschenleben forderte, heimgesucht wurde. Von da gelangte die Krankheit eines Teils nach Nordafrika und Spanien, andererseits nach Gallien und Britannien, wo sie ziemlich stark wütete, wenn auch bedeutend schwächer als in Italien, besonders in Rom, wo sie unter den ärmeren, unreinlich lebenden Volksschichten geradezu Gelatomben heischte.

Natürlich wußte man damals noch nichts von winzigen Bazillen als Krankheitserreger, die mit damit verunreinigtem Trinkwasser oder Speisen in den menschlichen Verdauungsanal gelangen und ihn krank machen. Man schrieb vielmehr die bis dahin den Römern unbekannt Krankheit dem Zorne der Götter zu und die Gelehrten jener Zeit wollten genau den Ausgangspunkt der die Welt durchziehenden Seuche in Erfahrung gebracht haben. Einer der angesehensten Ärzte gibt als Ursache jener fürchterlichen Epidemie an, daß die Soldaten, bevor sie die von Snen eroberte Stadt Seleucia

in Brand steckten, die Tempel mit den buntemalten Bildsäulen der Götter plünderten. Und da habe es sich ereignet, daß beim Abheben der Statue des Apollon Comeus, die als Sieges-trophäe nach Rom transportiert werden sollte, aus einer bis dahin verschlossenen Vertiefung des Bodens die die Cholera erzeugenden Dünste aus dem Boden hervorgebrochen seien, die bis dahin durch die Zauberkräfte der Magier an jenen Ort gebannt gewesen seien.

Neulich abergläubische Anschauungen von giftigen, dem Boden entstiegenen Dünsten herrschten auch bei den Ärzten, bis gegen die Mitte des jüngstvergangenen Jahrhunderts, hauptsächlich durch die Forschungen von Louis Pasteur angeregt, die ersten Erreger von Tierkrankheiten als winzige Bakterien erkannt wurden, die nur bei außerordentlich starker Vergrößerung mit Zuhilfenahme von Farbstoffen sichtbar gemacht werden konnten. Schon im Jahre 1866 sah Prof. Ernst von Leyden in Berlin die Erreger der Cholera in den von jener Krankheit befallenen Entleerungen, ohne indessen den Beweis liefern zu können, daß sie tatsächlich auch die Erreger der Seuche seien. Die Wissenschaft der Bakteriologie mußte zuvor durch Prof. Robert Koch ausgebildet werden, bevor es letztgenanntem Forscher im Jahre 1883 beim Studium der Cholera in Ägypten mit aller Sicherheit gelang, den Beweis zu liefern, daß der von ihm wegen seiner gekrümmten Gestalt als Komma-bazillen bezeichnete Choleravibrio wirklich der Urheber der Seuche sei. Wie beim Typhus geschieht die Ansteckung durch damit verunreinigtes Wasser, Milch oder feste Nahrungsmittel, welche die Keime zunächst in den Magen bringen, dessen Salzsäure sie nicht mit Sicherheit unschädlich zu machen vermag. Von da gelangen sie in den Darm, in welchem sie sich massenhaft entwickeln und so durch Giftwirkung starke Durchfälle und Erbrechen hervorgerufen. Infolge des reichlichen dadurch bedingten Wasserverlustes verfällt das Aussehen des davon befallenen Kranken rasch, die Gewebe trocknen aus; dadurch wird die Stimme heiser, tonlos, die Wasserverarmung der Nerven und die von den Bazillen abgeschiedenen und ins Blut aufgenommenen Gifte lösen schmerzhaft Muskelzusammenziehungen, besonders Badenkrämpfe aus. Die Horn- und Bindehaut der Augen werden trocken und schilfern ab, die Ausscheidung von Harn, Speichel, Tränen und Schweiß stockt und hört bald ganz auf, die Nieren entzünden sich, das Bewußtsein der Kranken schwindet mehr und mehr, und in 40 bis 50 Proz. der Fälle tritt unter zunehmender Herzschwäche, die ein Blauwerden der Lippen, Nasenflügel, Hände und Füße und eine leichenhafte graue Verfärbung der Haut bewirkt, schon am ersten oder zweiten Tage der ausgesprochenen Krankheitserscheinungen der Tod ein.

Wird der erste Anfall überstanden, so lassen Durchfälle und Erbrechen nach, die infolge mangelhafter Blutzirkulation abnorm tief gesunkene Körpertemperatur hebt sich, der Puls wird etwas deutlicher, die Ausscheidung von Harn, Speichel, Tränen und Schweiß kommen nach und nach wieder in Gang. Das Aussehen der Kranken bessert sich; aber noch drohen mancherlei Gefahren. Vor allem kann der Choleraanfall selbst solche Entkräftung hinterlassen, daß der Kranke sich trotz des Nachlassens der stürmischen Erscheinungen nicht mehr erholt, sondern nach einigen Tagen an Erschöpfung zugrunde geht.

Geraten Cholera-bazillen in genügender Zahl in die Wasserleitung einer größeren Stadt, so tritt die Seuche explosionsartig in großer Ausdehnung auf, wie z. B. im Jahre 1892 in Hamburg. Wird der Auslauf infiziert, so sind die Schiffe und die Drtschaften, die ihr Wasser aus ihm entnehmen, besonders gefährdet. Wieder an anderen Orten schließt sich an einen Krankheitsfall nur eine Infektion derjenigen an, die infiziertes Wasser aus demselben Brunnen oder angestrichenes Gemüse oder dergleichen von demselben Händler beziehen. In Indien erlischt die Krankheit niemals, weil die Eingeborenen ihr Trinkwasser aus denselben Tümpeln schöpfen, in denen sie baden und in die sie auch ihre Fäkalien entleeren. Nur im Wasser oder an feuchten Gegenständen, so auch im feuchten Boden, erhalten sich die Cholera-bazillen einige Zeit am Leben; Austrocknung dagegen tötet sie rasch ab.

Während des Herrschens einer Epidemie hat man sich vor allen Magen- und Darmstörungen zu hüten, infiziertes Wasser als Getränk und bei der Zubereitung von Speisen solches ebenso wie das zum Waschen, Baden, Scheuern usw. benutzte vorher abzukochen. Der einzelne Cholera-kranke ist zunächst sofort in einem Krankenhause zu isolieren, damit er nicht auch noch die Umgebung mit seinen Entleerungen anstecke. Diese letzteren müssen sofort mit 1 Teil gelöschten Kalk, auf 2—4 Teile Wasser gelöst, versetzt werden, ebenso der Abtritt, falls keine Kanalisation vorhanden sein sollte. Die vom Kranken benutzte Wäsche wird am besten unmittelbar neben dem Bett in einen Bottich mit dreiprozentiger Karbolsäure in Seifenwasser geworfen und vor dem Waschen unter Zusatz von Soda aufgelöst, um die Wäscherin vor Ansteckung zu bewahren. Die im Urin entleerten Bazillen werden durch Zusatz gleicher Mengen fünfprozentiger Karbolsäure oder Lysol vernichtet. Das Bett und der Fußboden werden ebenso wie mit Del- oder Emailfarbe gestrichene Wände mit dreiprozentiger Karbolsäure abgeseuert, während die Tapeten mit Brot abzureiben sind. Der Arzt, der die Vernichtung der in den Entleerungen enthaltenen Bazillen unterläßt, macht sich einer schweren Unterlassungsünde gegen die Allgemeinheit schuldig, da er seiner Nachlässigkeit die Schuld einer allfällig ausbrechenden Epidemie zuschreiben hat.